

Zusätzlicher Download zur Publikation:

Langfeld, Andreas (2019): Elternschaft in jungen Familien zwischen Lebenswelt und Institution – Eine qualitative Studie zu Erziehungserfahrungen und familienbiographischen Prozessen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

*„Aber es gibt einige Fälle, wo man wirklich keinen Rat weiß und man froh ist, wenn man sich einem anvertrauen kann und vielleicht auch zusammen mit ihm denn ne Lösung findet.“* – Annette, die professionell umsorgte Mutter vor dem Hintergrund familienbiographischer Beziehungskrisen

Annette ist eine alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 32 Jahre alt. Die beiden Söhne, Richard und Dominik im Alter von zehn und drei Jahren, stammen aus zwei verschiedenen Beziehungen. Mit Richards Vater, der mittlerweile aus der Region weggezogen ist, war Annette drei Jahre lang verheiratet. Die Partnerschaft mit dem Vater von Dominik, die sieben Jahre dauerte, wurde erst kürzlich beendet. Beide Väter besitzen weiterhin ein Sorgerecht, halten aber eher sporadisch Kontakt zur Familie. Nach vier Umzügen in den letzten Jahren wohnt die Mutter mit ihren Söhnen in einer Neubauwohnung im infrastrukturell schwach ausgeprägten Umfeld einer ländlichen Gemeinde – in der Nachbarschaft ihrer alleinerziehenden Schwester und geschiedenen Mutter. Die gelernte Lebensmittelverkäuferin lebt seit der Geburt ihrer Kinder von sozialstaatlichen Leistungen. Als Hartz IV-Empfängerin geht sie derzeit in Teilzeit 30 Stunden pro Woche einer MAE-Tätigkeit („1,50 €Job“) in der Landschaftspflege nach. Richard besucht die vierte Klasse einer öffentlichen Grundschule, nachdem er zuvor in einer anderen Schule noch an einem Diagnose-Förderprogramm teilgenommen hat. Die Hortbetreuung des 10-Jährigen ist in derselben Tageseinrichtung organisiert, in der sich auch der Kindergarten des kleineren Bruders befindet. Da sich bei Richard psychosoziale Probleme und abweichende Verhaltensmuster zeigen, mit denen die Mutter deutlich überfordert ist, hat Annette über das Jugendamt einen Erziehungsbeistand erhalten. Darüber hinaus ist sie mit dem Jungen derzeit bei einer Psychologin in Kurzzeittherapie.

Den Übergang in die Elternschaft erinnert die junge Mutter zunächst als „schön, sehr schön.“ In der ersten Zeit lässt sie sich noch viel von ihrer Mutter unterstützen, die ihr sowohl als Gesprächspartnerin sowie als „Babysitterin“ zur Seite steht, so dass sie sich „auch mal entspannen konnte.“ Spätestens mit dem zweiten Kind nimmt die Alltagsbelastung aber deutlich zu. In den weiteren Erzählungen geht Annette sodann unmittelbar und ausschließlich auf ihre aktuelle Situation als alleinerziehende Mutter ein, wobei sie als erstes auf ihre prekäre soziale Lage anspielt. Vor allem im Vergleich zu den Vätern ihrer Kinder, die jeweils berufstätig sind, erlebt sich die Hartz IV-Empfängerin in einer finanziell deutlich schlechter gestellten Position. Während die Kinder mit ihren Vätern schon mal in Urlaub fahren können, muss die Mutter „jeden Cent umdrehen“. Annettes größter Wunsch wäre es, ein Auto zu besitzen. Dafür muss sie aber noch lange sparen. Gerade der älteste Sohn würde sie inzwischen häufig mit einem Vergleich zum besser verdienenden Vater konfrontieren.

Ohne sich „eventuell auch mal ein bisschen auf den Partner verlassen“ zu können, muss Annette die familialen Aufgaben alleine bewältigen, wodurch sie keine Möglichkeiten einer individuellen Freizeitgestaltung bzw. „zum Abschalten“ mehr hat. Ange deutet wird an dieser Stelle bereits die Überforderung mit den altersspezifischen Verhaltensweisen ihrer Söhne. Während der Jüngste sich gerade in einer Bockphase befindet, steckt der „Große“ nach Annette „bereits voll in der Pubertät.“ „Und dass man da nich immer ganz so ruhig bleiben kann, ick mein, man versucht es, man tickt auch

nich aus, aber is nicht grade so einfach, da die Ruhe zu behalten.“ Auf der Deutungsebene ergeben sich in diesem Zusammenhang Ambivalenzen: Im Grunde wünscht sich die Mutter mehr Entlastung von ihrer elterlichen Verantwortung, andererseits fällt es ihr schwer, die Kinder „auch nur für einen halben Tag mal wegzugeben.“

Ihr Verhältnis zu den Kindern beschreibt Annette in einem anschließenden eigentheoretischen Kommentar denn auch etwas selbstironisch als das einer „Glücke“. Am liebsten hat sie immer ihre Kinder um sich. Sie ist etwas ängstlich, dass den Kindern was passieren könnte und lässt sich dabei von den Medien beeindrucken, etwa wenn es um Kindesentführung geht. Der Hintergrund für diese gesellschaftskritischen Deutungsversuche sind negative Erfahrungen mit den ersten Verselbständigungs- und Ablöseprozessen ihres ältesten Sohnes. Dieser fährt inzwischen eigenständig mit dem Schulbus in die Schule und geht auf dem Rückweg auch die 300 m von der Haltestelle zur Kindertageseinrichtung alleine zu Fuß. Bisweilen kommen bei Problemen schon mal Anrufe vom Hort oder der Schule, wenn Annette wegen ihrer MAE-Tätigkeit unterwegs ist. Sie erfährt dann, dass der Junge noch nicht in der Einrichtung angekommen ist oder in Schlägereien verwickelt wurde „und denn, wenn man dann auf Arbeit is, denn is dat natürlich schwierig alles stehen und liegen zu lassen und denn auf Suche zu gehen“. Gerade in der letzten Zeit sei Richard immer wieder durch abweichendes Verhalten aufgefallen, etwa indem er fremdes Eigentum beschädigt und in leerstehende Gebäude einbricht. Annette fühlt sich dann immer hilflos. „Ja, das sind alles so ne Sachen, wo man sacht: ‚Mensch da, da müsst man dran arbeiten, da müsste man sehen, dass man da irgendwie doch Hilfe sich holt, sei es jetzt Psychologe oder keine Ahnung wat.‘ Auf jeden Fall eine Person, die er sich anvertrauen kann. Und da bin ick irgendwie die falsche für, weil bei mir kommt dat denn immer erst über ne dritte oder vierte Person erst an.“ Zwischen Mutter und Sohn besteht mittlerweile eher ein distanziertes Verhältnis. Der Junge kommt bei Problemen nicht gleich zur Mutter. „Also, er vertraut sich einfach nich einem an, so und das verletzt einen auch ganz schön.“

Die Ursache für die familiäre Vertrauensproblematik sieht Annette eigentheoretisch in ihren wiederholt gescheiterten Paarbeziehungen. Der Junge hat „schon viel so durchgemacht“. Vor allem auf die frühe Trennung von seinem Vater hätte Richard mit einem problematischen Bindungsverhalten reagiert. „Und da hat er auch immer viel geweint denn, auch ne Zeit lang nich so richtig ein an sich rankommen lassen, weil er hat um sich ne Mauer gebaut dann. Und so is er manchmal jetzt auch noch, dass er dann nich jeden an sich ran lässt.“ Auch von ihrem letzten Lebensgefährten, den der Junge als „Onkel“ anerkannt hatte, ist Annette wieder getrennt. Die Beziehung hat insgesamt sieben Jahre gehalten und in dieser Zeit war der zweite Partner als wichtige Bezugsperson so etwas wie der „Papa“ für den Jungen gewesen, „also immer für ihn da.“

Auf die neuerliche Trennung, die noch nicht lange zurückliegt, reagiert Richard mit Verhaltensauffälligkeiten: er nässt wieder ein. „Ich krieg ihn einfach nicht trocken.“ Ihre Strategien dagegen deuten auf die Ratlosigkeit der Mutter: Als die Windeln nicht helfen, geht sie zum Arzt und lässt sich für den Jungen Medikamente verschreiben. „Dat war eigentlich dat letzte, wat ick machen wollte.“ In der Folge sucht die junge Frau eine Psychologin auf. Neben den Tabletten („Die scheinen ja auch anzuschlagen“) versucht sie es jetzt mit eintrainierten Verhaltensroutinen: vor dem Einschlafen soll der Junge noch mal zur Toilette. Der Versuch gerät allerdings regelmäßig zum Zweikampf. Wenn die Mutter zum Toilettengang die Bettdecke beschlagnahmt, wehrt sich der Junge. Zudem soll Richard dieses Ritual mehrmals am Abend wiederholen. „Und ick hab ja auch zur Psychologin gemeint, ich kann jetzt nich jede Stunde aufstehen und ihn aus Bett, also aus Bett zehren.“ „Dat bringt uns ja beide nücht.“ Trotzdem

setzt Annette zunächst auf die Einzelgespräche mit der Psychologin, die sowohl sie als auch der Junge mit der Therapeutin führen.

Auf professionelle Hilfe hofft Annette insbesondere auch im Umgang mit den peer-bezogenen Gewalterfahrungen ihres Ältesten. So ist Richard in der letzten Zeit verstärkt aggressiv in der Schule. Die Ursachen kann sich die 32-Jährige nicht recht erklären. Sie vermutet das Mobbing in der Schule, wo ihr Sohn immer wieder mal „geschubbt“ wird. Allerdings ist er auch zu seinem kleinen Bruder aggressiv. Die Mutter sieht dabei Eifersucht im Spiel. „Der sucht sich viel Kuscheleinheiten von der Mutti, so und ick gib ihm auch wieder zurück. Bloß der Große is denn eifersüchtig.“ Die Brüder sind in ihrer Nähe zur Mutter unterschiedlich. Während der Kleine jede Gelegenheit für körperliche Kontakte sucht, kommt der Älteste höchstens, wenn er was ausgefressen oder Angst hat – etwa vor Arztbesuchen.

Wenn Annette im Interview in auffälliger Weise Auskünfte über ihre beiden gescheiterten Beziehungen meidet, bedauert sie jedoch gerade für ihren Jüngsten, dass ihr Partner nicht mehr da ist. Insbesondere Dominik hängt an seinem Vater und ruft immer nach ihm. Allerdings ist der Vater allenfalls an Wochenenden mal präsent. „Und er ruft denn viel nach seinem Papa, dat tut mir verdammt weh, aber wenn nich geht, dann geht dat nich.“ Entsprechend ungeduldig erwartet er stets den nächsten Besuch beim Vater. Im Umkehrschluss fallen die wöchentlichen Abschiede von ihm stets tränenreich und leidvoll aus. „Dann stell man sich doch die Frage, ob man da irgendwat falsch gemacht hat und ob man ihm dat nich ersparen könnte.“ Dass Dominik zunehmend Sprachprobleme aufweist, die zukünftig logopädisch behandelt werden sollen, lässt sich eventuell als Folge der sozialen Beziehungsprobleme in der Familie werten.

Im Gegensatz zu Dominik hat Richard mittlerweile immer auch etwas Angst vor seinem Vater, der oft aufbrausend und ungeduldig ist, oft auch mal „lauter im Ton“ wird und „mal schnell ausflippt.“ Seit einiger Zeit möchte Richard deshalb möglichst gar nicht zu seinem Vater.

Beide Kinder sind von Anfang an in den Kindergarten gegangen. Richard hatte allerdings unter den „vielen Kindergartenwechselln“ zu leiden. Und während Annette zunächst suggeriert, das Einnässen sei eine Reaktion auf den Verlust des zweiten Partners, besteht dieses Problem im Grunde doch schon seit der Kindergartenzeit. Auch Dominik fiel der Wechsel seiner Kindergartengruppe vor dem Hintergrund einer starken Bindung an seine Erzieherin nicht leicht. „Dat kann er immer nich verstehen.“ Dieses Verhaltensmuster ist wohl ein Symptom ständig wechselnder sozialer Umgebungen und sozialer Bezugspersonen, die die Kinder bisher erleben mussten.

Als ihr erstes Kind wollte Annette ihren Sohn Richard noch am liebsten immer „nur in Watte“ packen, weshalb er ihrer Ansicht nach immer „sehr geklammert“ hat. „Morgens immer viel, viel geweint. Und, der wollt auch gar nich von Mutti weg.“ Die sozialen Beziehungen des ältesten Sohns zu Gleichaltrigen sind indes bereits im Vorschulalter stets prekär. Der Junge hat regelmäßig Akzeptanzprobleme unter den Kindern („weil ihn irgendeiner fertig macht“) und nässt sich im Kindergarten mehrfach am Tag ein. Annette ist unzufrieden mit den Erzieherinnen und sieht sich nach einer alternativen Lösung um, findet dann auch eine. In der Folge wird der Junge in einen integrativen Kindergarten überwiesen. Tatsächlich bessern sich hier seine Sozialerfahrungen, er findet unter den Kindern einen Freund im Rollstuhl. „Mit dem hat er getobt und gemacht.“ Wegen des Umzugs muss er allerdings noch mal wechseln. In der neuen Einrichtung vernachlässigt eine Erzieherin den einnässenden Jungen, so dass er ganze Tage in vollen Windeln herumläuft. Diese Negativerfahrungen im Kindergarten bleibt

für Annette aber eher eine Ausnahme. Im Allgemeinen ist sie sehr zufrieden und dankbar für die Unterstützung, die sie in den Kindertagesstätten mit ihrem Problemkind gefunden hat. „Und dat find ick gut, dass man da wirklich hingehen kann dat, dat so ne Probleme auch, hm...dass man denn zusammen versucht da ne Lösung zu finden. Find ick gut.“ In einem eigentheoretischen Kommentar zu den persönlichen Ansprüchen der Mutter an die professionelle frühkindliche Erziehung wird deutlich, dass die Erzieherinnen als zentrale Bindungspersonen für die eigenen Kinder und damit auch in ihrer kompensatorischen Funktion für die eigenen familialen Beziehungsprobleme betrachtet werden. So wollte Annette ihren Ältesten „nur da abgeben, wo er denn auch wirklich geliebt wird, sach ick jetzt mal so.“

Bereits im Kindergarten werden die Entwicklungsprobleme von Richard diagnostiziert, insbesondere, weil auch seine Motorik noch nicht hinreichend entwickelt ist. Es werden verschiedene Tests durchgeführt, bei denen verschiedene Probleme und Verzögerungen diagnostiziert werden. Der Schulbeginn verläuft zunächst scheinbar unproblematisch, aber mit steigenden Leistungserwartungen werden doch vermehrt die Probleme des Jungen sichtbar. Auch bekommt er anfangs Ergotherapie; Annette bricht die Therapie aber aufgrund eines Umzugs ab. Mit der Feinmotorik, etwa beim Schreiben und Zeichnen, hat der Junge auch in der Gegenwart noch deutliche Probleme. Die Mutter ist auch hier eher inkonsequent. Sie vermeidet es, mit dem Jungen seine Schwächen durch häusliches Üben zu bearbeiten. Sie gibt dem Jungen dann eher nach. Wenn er nicht basteln möchte, soll er auch nicht basteln. Vielmehr sieht sie sich und das häusliche Umfeld als Ausgleich zu den schulischen Belastungen.

Mit den Lehrern in der Grundschule kommt Annette insgesamt gut aus, allenfalls die aktuelle Lehrerin erscheint ihr sehr streng. Richard hat Konzentrationsschwächen, er lässt sich leicht ablenken. Das belastet auch seine Situation bei den heimischen Hausaufgaben. Allerdings wird das auch durch den laufenden Fernseher oder durch den kleinen Bruder verstärkt, auf den der Ältere mit aufpassen muss. „Na gut, er kann jetzt den Kleinen nich immer weggeben, wenn er Hausaufgaben machen soll. Deswegen bin ick ja froh, wenn er die Hausaufgaben soweit, wie es geht, denn im Hort machen kann.“ Zu Hause findet die Mutter allenfalls abends, wenn Dominik bereits im Bett ist, eine ruhige Gelegenheit für die Hausaufgabenbetreuung. Dann allerdings ist auch Richard müde und unkonzentriert.

Richard war in den ersten Schuljahren in einer Diagnoseförderklasse (DFK), ein spezifisches Fördersystem, das die Überweisung in eine Förderschule vermeiden soll. Die Schüler verbleiben mit einem verzögerten Lehrplan ein Jahr länger in den DFK und sollen dann wieder in die Regelklasse eingegliedert werden. Annette erinnert dagegen diese Zeit als ein einziges Problem. „Da kam er oft mit blauem Augen denn nach Hause und Kratzer da und blaue Flecke überall und, und die Lehrer haben dat nich gesehen.“ Als der Junge nach einem Vorfall, bei dem er von mehreren Älteren verprügelt wird, wiederholt mit Verletzungen nach Hause kommt, beschwert sich die Mutter bei der Lehrerin und wirft ihr eine Vernachlässigung der Aufsichtspflicht vor. Die Lehrerin entschuldigt sich: „Das kommt nicht wieder vor“. Der Junge hat dennoch in der Folge Angst, noch weiter zur Schule zu gehen. Annette ist wütend auf die Lehrer und Hortnerinnen. „Also, ick hätt, ick hätt mich vergessen können da. Aber musst mich ja beherrschen und dat mach ick, mach ick ja eigentlich auch, aber (seufzen) is einem nicht leicht gefallen, sagen wir mal so.“

Annette hat es in der Folge schwer, Richard morgens noch in die Schule zu schicken. Dabei weist der Junge ohnehin Lernprobleme auf. Es fällt ihm nicht leicht, dem

Stoff zu folgen und im Unterricht mitzuhalten. „Er muss sich denn wirklich stundenlang denn hinsetzen und lernen, lernen, lernen bis er es denn drinnen hat. Er hat son Kurzzeitgedächtnis. Er kann sich denn auch schwer auf eine Sache konzentrieren, lässt sich denn auch schnell, schnell ablenken.“

Annette macht sich schon Sorgen, wie Richard wohl demnächst den Wechsel nach der Grundschule verkraftet, für den er wohl auch den Ort wechseln muss. „Und bin bloß gespannt, wie er dann wird. Ob er dann auch wieder gehänselt wird oder wie auch immer. Ich mein, durchsetzen muss er sich. Er darf sich nich alles gefallen lassen. Er soll aber auch hier jatz nich Prügelhannes werd oder so, jatz nur austeiln oder so. Nee, dat muss er nich. Er soll aber auch kein Klassclown werden, so wie er jatz is.“ Seit kurzem versucht sich der Junge insbesondere durch Süßigkeiten und erfundene Geschichten die Anerkennung der Anderen zu sichern.

Die Mutter weiß um ihre Hilflosigkeit im Umgang mit all diesen Problemen, geht damit aber durchaus offen und selbstkritisch um. „Man weiß sich keinen andern Rat als sich doch Hilfe zu holen und is ja in dem Sinne auch keine Schande. Es gibt genug Eltern, die absolut nich klar kommen mit ihre Kinder und es gibt ebend einige Fälle, wo man wirklich keinen Rat weiß und man is froh, wenn man dann einen hat, dem man sich anvertrauen kann und vielleicht auch zusammen mit ihm denn ne Lösung findet. Und deswegen hab ick mir auch Hilfe vom Jugendamt geholt. Weil der Große ebend so 'n bisschen kompliziert is, sach ick jatz mal so.“ Annette nimmt seit einiger Zeit Erziehungshilfen vom Jugendamt in Anspruch. Jedes halbe Jahr muss sie ins Amt zu einem Gespräch über die Fortschritte bzw. über die Fortsetzung der Hilfen. Der Kontakt zu dem Amtspfleger entwickelt sich für den Jungen ganz gut. Er vertraut ihm auch Dinge an, die er der Mutter nicht erzählt. Der Pfleger zieht die Mutter dann aber ins Vertrauen. Annette ist insofern durchaus zufrieden mit dieser Entwicklung und der Hilfe durch das Jugendamt.

Dabei war der Zugang zum Jugendamt zunächst angstbesetzt. Annette fürchtete, dass ihr die Jungen weggenommen werden könnten. Aber die Mitarbeiter können die Sorgen alsbald zerstreuen. Der Amtspfleger entwickelt sich im Gegenteil zu einem wichtigen Erziehungsbeistand, der insbesondere auch der Mutter Ratschläge erteilt, etwa in Erziehungsfragen oder für die Freizeitgestaltung mit dem Jungen. Der Beistand unternimmt auch eigenständig Aktivitäten mit dem Jungen und fährt mit ihm zu Veranstaltungen, etwa bei der Caritas o.ä..

Die Psychologin sucht Annette auf Ratschlag der Kinderärztin auf, die ihr eine Überweisung vermittelt, da für das Bettnässen keine organischen Ursachen vorliegen. Gleichwohl bekommt der Junge auch weiterhin bis in die Gegenwart hinein Medikamente gegen das Bettnässen. Annette verteidigt im Interview ausdrücklich diese Medikation. „Die sollen jatz dagegen, äh, helfen, dass er nich so viel Urin produziert über Nacht und wie gesagt, ich setz ihn abends denn um neune nochmal rauf und dann muss er durchhalten, also. Ick kann nich jede Stunde aufstehen und ihn raufsetzen. Dat geht nich.“ Nach ersten Anamnesegesprächen schlägt die Psychologin eine „Kurzzeittherapie“ vor. Annette willigt ein, legt aber Wert darauf, auch weiterhin den Kontakt und die Hilfe vom Jugendamt bekommen zu können. „Also ick bin froh, dass ick beides kriegen kann.“ Die junge Mutter ist dankbar, auch Verantwortung an externe Betreuer und Hilfen abgeben zu können. Alleine fühlt Annette sich angesichts ihrer vielfältigen Probleme und ihrer sozialen Situation überfordert. Dabei neigt sie auch dazu, die eigene Erziehungsverantwortung zu delegieren. So betont sie etwa die Zusammenarbeit mit Richards Lehrerin: „Und wie gesagt, ich arbeite auch mit der Lehrerin zusam-

men...“ Allerdings besteht diese Kooperation lediglich aus einem wöchentlichen Kontrollanruf. „...und frag nach wie er sich benommen hat, ob irgendwelche Auffälligkeiten waren.“ Eine Zusammenarbeit im Sinne der Übernahme eigener Erziehungsaufgaben, etwa bei der Hausaufgabenbetreuung, enthält dieses Angebot nur bedingt. Hier sieht Annette sich an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. „Aber mehr kann ick auch wirklich nicht machen.“ Ähnliches gilt für die Zusammenarbeit mit dem Sozialpädagogen vom Jugendamt.

Inzwischen ist auch der Vater von Richard mal in die Gespräche einbezogen worden. Annette hatte zunächst Angst vor dieser Situation. Der Mann ist bestimmend und dominant, und in ihrer Ehe, die schon „ziemlich hart war“, hat sich die junge Frau immer „unterbuttern lassen“. So hat sie schon Angst, gegenüber dem Ex-Mann überhaupt die eigene Hilflosigkeit in den Erziehungsfragen zu bekennen. „Und da hab ick auch erst gedacht, na Gott, jetzt kommt er an und nimmt mir den Jungen weg, ne.“ Die Sorgen erweisen sich aber als unbegründet. Der Vater gibt sich kooperativ und ruft des Öfteren an, um sich über die Entwicklung des Jungen zu informieren.

Der eigentliche Anlass für den Gang zum Jugendamt ist eine Krisensituation, in der die junge Mutter ausrastet. Sie lässt sich von ihrem bockigen Sohn bei den Hausaufgaben provozieren. Er lacht nur hämisch, bis die Mutter zuschlägt. Annette ist erschrocken über das eigene Verhalten. Sie reflektiert ihre Situation und vergleicht sich dabei mit den Geschichten der „Super Nanny“. Deren Katastrophenszenarien machen ihr die eigene Situation erträglich. Dennoch oder gerade deshalb sucht sie die Hilfe beim Jugendamt. Wie im Fernsehen soll es bei ihr nicht sein. Anders als diese Eltern, so ist sich Annette sicher, zeige sie sich problembewusst und würde das eigene Fehlverhalten bereuen. Mitunter schaut sie die Sendungen auch gemeinsam mit ihrem Sohn, um diesen davon zu überzeugen, dass die eigenen familialen Problemlagen im Vergleich zu den ‚Extremfällen‘ eigentlich noch überschaubar sind. Hier dienen somit die medial inszenierten Negativbeispiele familialer Lebenspraxis zur sozialen Distinktion ‚nach unten‘ und gleichzeitig zur legitimatorischen Absicherung des eigenen familienkulturellen Lebensentwurfes.

Dass die familialen Alltagskonflikte auch weiterhin zu Eskalationen zwischen der Mutter und ihren Söhnen führen können, wird deutlich, wenn Annette sich im Interview Sorgen um ihre Wirkung auf die Nachbarschaft macht: „Ick hab manchmal wirklich Angst, dass die Leute denken hier, ick schlag die Kinder die ganze Zeit. Aber dat is ja gar nich so. Ick werd bloß laut im Ton. Aber ick hab immer, man hat wirklich Angst, dass die denn wirklich mal irgendwann anrufen beim Jugendamt, dass die hier vor der Tür stehen.“ Die Angst der jungen Mutter davor, durch Denunziation im sozialen Umfeld die eigenen Kinder doch noch in staatliche Obhut geben zu müssen, verweist auf das latente Spannungsverhältnis zum Jugendamt als öffentliche Hilfe- und Kontrollinstanz.

Aktuelle Streitigkeiten zwischen Mutter und Sohn entstehen vor allem wegen des Einnässens. Annette versucht, bei ihrem Sohn ein Problembewusstsein zu wecken. Er soll sich auseinandersetzen mit seinem Handicap und sich zugleich für die Folgen verantwortlich zeigen, etwa indem er das Bettzeug abzieht und sich morgens gründlich vor der Schule wäscht. So wird die Mutter hin und wieder konfrontiert mit Hinweisen von Lehrern oder Bekannten, wenn der Junge zu stark riecht. „Äh, dat is mir peinlich, wenn dann andere Leute hier reinkommen und rückwärts wieder raus gehen, wenn er denn nach Urin riecht. Dat is mir peinlich, dat hab ick ihm gesagt und so entstehen dann immer die Streitigkeiten.“

Mutter und Sohn verhaken sich dann stets in den immer gleichen Abläufen. Der Junge sucht das Bettnässen zu vertuschen und ignoriert die Anweisungen und Erwartungen der Mutter. Annette reagiert darauf immer gereizter und routinemäßig mit steigender Lautstärke. Das Schreien erscheint ihr angesichts der aussichtslosen Erziehungssituationen als letzter Ausweg aus ihren immer gleichen Problemen. „Aber wat soll ick sonst machen. Ick kann nich das Kissen nehmen und rein schreien, dat bringt mir auch nüscht.“ Insofern ist sie froh, dass sie den Ansprechpartner im Jugendamt hat, dem auch immer wieder noch mal andere Lösungen einfallen. „Vielleicht mit Richard noch mal reden.“ Auch bei den schlechten Schulnoten hat sie versucht, durch ein Anreizsystem die Motivation des Jungen zu steigern: Bei guten Noten bekommt er einen Euro, bei schlechten soll er 50 Cent abgeben. Der Erfolg war, dass der Junge nur noch die guten Noten zu Hause zeigt, die schlechten aber vor der Mutter versteckt. „Die schlechten Noten find ick denn irgendwann Monate später oder Wochen später. Ick hab viele sechsen jetzt gefunden, viele fünfen jetzt gefunden und man setz sich denn hin, man unterhält sich jetzt da drüber und findet aber letztendlich keinen Ausweg da. Er macht dann bloß zu. ‚Lass die mal reden!‘“

Die Negativerfahrungen mit den schulischen Misserfolgen und die Schulprobleme des Jungen überfordern die junge Mutter. Letztlich müsste sie stets konsequent den Jungen nach der Schule bei den Hausaufgaben begleiten und ihn zum Lernen anhalten. Allerdings – so räumt sie selbstkritisch ein – gelingt ihr das nicht konsequent. So versäumt sie etwa freitags regelmäßig, mit Richard Hausaufgaben zu machen und sonntags nachmittags hat sie dann auch keine rechte Lust mehr, mit dem Jungen zu lernen. „Und dat bringt mich denn immer richtig auf die Palme. Da könnt ick immer verrückt werden. Weil, dann hat man ja auch keine Nerven mehr dazu. Dat is es ja. Man möcht ja Wochenende denn auch mal sagen, is gut jetzt kann man vielleicht mal abschalten oder man muss jetzt nich unbedingt an Schule denken oder wat weiß ick.“ Mutter und Sohn verfangen sich dann letztlich gemeinsam in einem Paradox. „Einerseits sagt er immer: ‚Ja Mutti, du hast immer keine Zeit für uns.‘ und andererseits sagt er denn, will er denn auch nich, irgendwie.“

Auf soziale Regeln, die das alltägliche Familienleben mit den Jungen strukturieren, kann Annette nicht so recht setzen. Zwar sind mit ihren Betreuern solche Regeln mal abgestimmt worden, aber insbesondere das Problemkind Richard „hält sich ja schon lange nicht mehr“ daran. Dabei hängt ausdrücklich ein entsprechender Plan im Zimmer des Jungen. „Wenn er nachmittags nach Hause kommt, dass er denn Hausaufgaben vorlegen soll und denn ne halbe Stunde für sich hat. Dann Abendbrot essen zusammen. Dann ins Bett bringen, Küsschen geben. Also Zähne putzen vorher noch. Tablette nehmen. Hab ick alles angeschrieben auf dem Zettel. Aber, man muss ihn schon drauf aufmerksam machen, dass er dat dann auch zu machen hat.“ Annette versteht solche Regeln nicht als Orientierungshilfe, die zunächst einmal gemeinsam mit den Kindern durchgesetzt werden muss. Für sie ist das vielmehr ein Fahrplan, nach dem sich vor allem Richard eigenverantwortlich zu verhalten hat. Eine intrinsische Motivation des Jungen gegenüber einer solchen sozialen Ordnung sieht sie demgegenüber nicht. „Von sich aus macht er das nicht.“ Auf der Deutungsebene wird jedoch sogleich erkennbar, dass sie auch bei sich an dieser Stelle eine Schwäche erkennt. „So und dann müsst ick eigentlich 'n bisschen härter sein, sag ick jetzt mal so, aber ick hab da keine Lust auf Diskussion.“ Annette steht im Alltag weitgehend hilflos vor der Weigerungshaltung Richards gegenüber den mütterlichen Erwartungen im Haushalt. Eine pädagogische Strategie zur Überzeugung und Beteiligung des Jungen an den Aufgaben und Pflichten hat sie nicht. Eher nimmt sie sich mit ihren Erwartungen zurück

und verlangt letztlich nichts Verbindliches von dem Jungen. So wird bereits jeder Morgen zu einer latenten Krisensituation. Immer wieder muss sie auf den Jungen einwirken, dass er aufsteht, sich wäscht und ankleidet. „Aber dat lange Einreden auf ihn, dat, dat reizt ein ganz schön. Dat bringt ein ganz schön auf die Palme, sag ick mal so. Wenn man dat abstellen könnt, dann würd dat alles super laufen.“

Bei der Frage nach ihrer eigenen Kindheit und ihrer eigenen Erziehung fallen Annette eher Probleme, Pflichten und harte Arbeit ein. Viele Freiheiten hat sie als Kind auf dem Bauernhof nicht gehabt. Stattdessen war sie von klein auf in die Landarbeit eingespannt, musste Heu wenden und Gemüse ernten. „Den Stall fegen, Schweine füttern und, und, und.“ Im Vergleich damit, so findet Annette, haben ihre Kinder eher „n'Glückslos“ gezogen. In der familialen Beziehungskonstellation finden sich aber durchaus Parallelen. Auch Annette hatte einen Stiefvater. „Der hat mich ständig vermöbelt und äh, dem war dat auch egal ob dat ne Schippe war oder dat 'n Holzpantoffel war.“ Deshalb habe sie sich stets geschworen, dass sich dies bei ihren eigenen Kindern nie wiederholen soll.

In der Freizeit sind die Jungen weitgehend auf sich verwiesen. Richard spielt mit anderen Kindern und „seiner Freundin“ auf dem Spielplatz, Dominik wird von der Mutter mit zu ihrer Schwester genommen, wo er mit „Autos spielen“ oder „Videos gucken“ kann. „Ja, eigentlich wünscht man sich ja, dass man bisschen mehr Zeit für Beide hat, sag ich jetzt mal so.“ Annette sieht das Hindernis für gemeinsame Aktivitäten mit den Kindern eher in der Ablehnung durch Richard, etwa wenn sie etwas vorschlägt. „So vorgeschlagen... Mein Fahrrad ja wieder heile, dass wir mal zusammen ne Fahrradtour machen.“ Letztlich kann sich aber die Mutter auch nicht so recht zu einer Fahrradtour durchringen. „Man hat zwar 'n Fahrrad...na gut, der Kleine sitzt hinten rauf. Ja, aber dann hast du kein zum Reden, großartig. Und wo willst du denn groß hinfahren?“ Gelegentlich werden die Mutter und ihre Söhne von Dominiks Vater abgeholt, mit dem sie dann einen Stadtbummel unternehmen oder es geht mit der Großmutter in den Park.

Als Freundeskreis der Kinder nennt Annette für Richard vor allem die Kinder aus Klasse und Hort. Dominik spielt demgegenüber außerhalb der Kita nur mit seinem Cousin. Andere Freunde hat er nicht. Das liegt wohl auch an den fehlenden sozialen Kontakten der Mutter, die außer Schwester und Mutter auch keine weiteren Bezugspersonen im näheren Umfeld hat. „Dat wünschte man sich auch, dat man hier vielleicht doch mal die eine oder andere dann doch mal treffen könnte.“ Ihre beste Freundin, Silke, wohnt weiter weg in der Stadt, so dass sie die Freundin allenfalls einmal im Monat trifft. Annette schätzt diese Stunden mit ihrer Freundin sehr. „Dann gehen wir 'n bisschen bummeln, Kaffee trinken und denn is die Zeit auch schon wieder um.“ Gerne würde sie sich öfter mit der Freundin treffen. „Dat is eben nich möglich. Leider. Man hat sich für die Kinder entschieden.“

Annettes Mutter ist gerade in ihre Nähe gezogen. Allerdings entlastet das die junge Frau nicht. Die Großmutter kann die beiden Enkel inzwischen auch nicht mehr betreuen. „Die wird jetzt auch schon sechzig, sie hat jetzt auch nich mehr so die Nerven, dass sie denn sagen kann: ‚So, ick kann jetzt zwei Kinder mit mal nehmen.‘“ Annette hat zwar noch weitere Geschwister, einen näheren Kontakt pflegt sie zu ihnen aber nicht. Die Tanten und Onkel wohnen in Nachbargemeinden oder in der Stadt. Da ist ihr letztlich schon der Anfahrtsweg zu beschwerlich – zumindest mit Bus und Bahn. „Also von daher wär wirklich schon 'n Auto ideal.“ Vor allem, wenn sie das mal zu einem eigenen Shoppingausflug nutzen könne – ohne die Kinder. „Denn welche Frau



mag dat nich gerne ma alleine einkaufen oder ma, ma wat weiß ick, auch ma wat für sich denn kaufen. Wo nich unbedingt die Kinder dabei sein sollten.“

Als soziale Bezugspersonen nennt Annette außer ihrer Mutter und Schwester nur noch die beiden Väter der Jungen. Insbesondere der Vater von Richard ruft zweimal in der Woche an und erkundigt sich nach dem Jungen. Für die junge Mutter ist ihr Ex-Mann inzwischen eine wichtige Anlaufstelle, etwa bei akuten Problemen. Allerdings wohnt der Vater weit weg, so dass sich der Kontakt auf Telefongespräche beschränkt. Der Vater von Dominik wohnt dagegen in der Nähe. Ihn trifft die Familie häufig am Wochenende. Nur hält er sich aus Erziehungsfragen und -problemen weitgehend heraus, zum Leidwesen der jungen Mutter. Insofern steht Dominiks Vater auch nicht wirklich bei familialen Problemen zur Verfügung. Annette hält sich selbst für einen Familienmenschen, dem die soziale Bindung an die Familie besonders wichtig sei. Dennoch kann sie nicht wirklich auf ein enges und solidarisches familiales Netzwerk bauen, denn wenn sie Probleme hat, „blocken“ die anderen eher ab. Im Gegenteil. Anstelle von Ermutigung und Unterstützung verstärkt die Mutter noch ihre Rat- und Hilflosigkeit, „wenn man schon am Boden liegt“ durch „blöde Kommentare“: „Ick hab dir dat doch gleich gesagt, dat wird sowieso nüscht.“

Insofern ist Annette froh, dass sie auf die professionellen Hilfesysteme des Jugendamtes und der Psychologin zurückgreifen kann und hofft, mit deren Unterstützung doch noch einige grundlegende Probleme – wie das Einnässen des Jungen – in den Griff bekommen zu können. Mit dem bisher verfügbaren institutionellen Unterstützungssystem bestehend aus Erziehungshilfe und Psychologin sowie aus Kindertagesstätte und Hortbetreuung ist sie insgesamt ganz zufrieden. An weitergehenden Hilfeangeboten oder Dienstleistungen hat sie akut keinen Bedarf. Bedeutsam ist ihr angesichts ihrer prekären Arbeitsplatzsituation nur die weitgehende Kostenfreiheit der sozialen Dienste.

In den Bildungsambitionen für ihre Kinder ist Annette eher bescheiden, zurückhaltend, vielleicht auch desillusioniert. Sie hofft, insbesondere bei Richard, dass er durchhält in der Schule und einen Abschluss macht. Die Chancen für die Jungen sieht sie eher ernüchtert. Dass ihr Sohn gleich nach der Schule eine Lehre bekommen könnte, davon geht die Mutter nicht aus. Dennoch versucht sie, den Jungen von der Notwendigkeit eines Schulabschlusses zu überzeugen – allerdings nicht mit durchschlagendem Erfolg. „Aber er blockt ja immer wieder alles ab. Dat is es ja. Dat sind ebend ma Kinder. Die wollen dat immer nich wahr haben.“ Annette erkennt sich in dieser problematischen Lernbiographie durchaus selbst wieder. Auch sie hat ähnliche Probleme beim Lernen gehabt, wie ihr Sohn jetzt. „Aber, ick hab meine, meine zehnte Klasse trotzdem geschafft, wo sie alle gesagt haben: ‚Dat schaffst du niemals!‘“.

Allerdings wirkt sie trotz eines erfolgreichen Schulabschlusses mit Blick auf die eigenen berufsbiographischen Perspektiven hochgradig pessimistisch. „Als alleinstehende Mutter mit zwei Kindern bist du schon abgeschrieben.“ Da insbesondere die kleinen Kinder ständig krank seien, habe sie gar keine Möglichkeit, mal erfolgreich das Ende einer Probezeit zu erreichen. In diesem Zusammenhang erscheint sie geradezu wütend, dass die sozialen Dienste ihr mit den zwei Kindern keine effektive Unterstützung gewähren, um wieder in den ersten Arbeitsmarkt eingegliedert zu werden.

Bei der Frage, was ihr das Wichtigste für ihre Kinder und deren Erziehung ist, betont die junge Mutter, dass die Kinder sich bei ihr wohlfühlen sollen. Andererseits bekennt sie, dass sie ihrem Sohn schon mal gedroht habe: „Richard, wenn dat so weiter geht, denn geb ick dich ins Heim.“ Der Junge reagiert darauf mit resigniertem Fatalis-

mus. „Na Mutti, denn musst du dat machen!“ Die Mutter ist schockiert über die Reaktion des Jungen. Richard nimmt dagegen die Drohung durchaus ernst. Annette gibt sich darüber schuldbewusst. Ihr tut das eigene Verhalten gegenüber dem hilflosen Jungen leid. Für eine Lösung der verfahrenen Situation setzt sie wieder auf den Sozialarbeiter, über dessen Hilfe sie froh ist. „Dann kann man darüber reden und dann zusammen wieder, äh, versuchen, ihm davon abzubringen, dass er jetzt wirklich da drauf pocht, dass er ins Heim muss und dat will ick ja nich, das dat letzte wat ick will.(...) Ick mein war nich schön, ick hab mich ja auch entschuldigt bei ihm.“

Wie schätzt sie ihre eigene Rolle als Mutter ein? Annette ist sich über ihre Mutterrolle und ihr Dasein als Alleinerziehende eher unsicher. Manchmal spielt sie selber mit dem Gedanken, „psychologische Behandlung“ in Anspruch zu nehmen. Andererseits ist die Unterstützung durch den männlichen Sozialarbeiter bereits eine große Hilfe und Entlastung. „Wodrüber ich eigentlich auch ganz stolz bin“, sagt sie und meint, dass sie bisher doch ohne eigene Psychotherapie ausgekommen ist. Die Reflexion der eigenen Mutterrolle signalisiert dann doch eher eine große Verunsicherung. Eigentlich wünscht sie sich eine stärkere Bestätigung für ihr Handeln, vor allem auch durch ihre Kinder selbst, „dass man doch nicht alles falsch gemacht hat“. Das muss sie bisher aber entbehren. Insbesondere das Verhältnis zu Richard ist gegenwärtig eher angespannt und krisenanfällig. „Und ick hoffe, dass dat bei Richard bloß ne Phase is, dass er so launisch is und dass man immer nich weiß, wie man mit ihm umgehen soll.“

Analytische Abstraktion:

Der Fall von Annette ist gekennzeichnet durch die langjährige Aufschichtung eines familienbiographischen Verlaufskurvenpotentials in Folge einer Kumulation sozialer Problemlagen und kindlicher Entwicklungsauffälligkeiten, mit denen die 32-Jährige in ihrer aktuellen Situation als Alleinerziehende mit einem unzureichenden Netzwerk aus außerfamilialen Kontakten und Bezugspersonen weitgehend überfordert ist. Neben der prekären finanziellen Lage als Hartz IV-Empfängerin sind es die mehrfach gescheiterten Partnerschaften sowie die häufigen Umzüge der Mutter, die sich belastend auf die familiäre Lebensführung und die Gestaltung eines verlässlichen sozialen und innerfamilialen Beziehungssystems auswirken und dadurch vor allem bei dem ältesten Sohn psychosoziale Verhaltensstörungen hervorrufen. In ihrem bisherigen Erziehungsalltag kann Annette wenig flexibel und konsequent auf die individuellen Entwicklungs- und Lernprobleme ihrer Söhne eingehen. Die derzeitige Unterstützung durch einen sozialpädagogischen Erziehungsbeistand und psychologische Kurzzeittherapie nach ersten manifesten Mutter-Kind-Konflikten verweist daher perspektivisch auf einen eher offenen familienbiographischen Bewältigungsprozess, in dem die junge Mutter gegenwärtig gefordert ist, ihre Erziehungsunsicherheiten und aufgestauten familialen Beziehungskrisen mit professioneller Hilfe handlungsschematisch zu bearbeiten.

Die Angaben zur eigenen Kindheits- und Jugendbiographie deuten bei Annette auf eine wenig harmonische Erziehung und Sozialisation im bäuerlich-proletarischen Kontext einer kinderreichen Patchwork-Familie hin, in der die Eltern eher traditionelle Ordnungs- und Pflichtwerte vertraten. Dabei fiel vor allem der Stiefvater durch eine gewaltförmige Erziehung auf. Gegenüber einer auf der Deutungsebene vorgenommenen Abgrenzung zum Herkunftsmilieu scheinen sich die herkunftsfamilialen Lebensentwürfe und Beziehungsmuster im biographischen Verlauf der jungen Frau jedoch zu reproduzieren: Nach einem erfolgreichen Schulabschluss mit mittlerer Reife macht Annette zunächst eine Ausbildung im Einzelhandel, um dann mit Anfang zwanzig früh

zu heiraten und in ihrer Heimatregion eine Familie zu gründen. Auf der Handlungsebene kommt ein traditionelles Eheverhältnis zum Vorschein, in dem Annette die Rolle als Hausfrau und Mutter einnimmt. Trotz der Inanspruchnahme institutioneller Kinderbetreuung kommt die junge Frau nicht in die Lage eines eigenen Erwerbseinkommens. Zudem erweist sich der Ehemann als dominant, aggressiv und bevormundend. Schon früh ist die junge Frau daher in ihren Selbständigkeits- und Selbstwirksamkeitserfahrungen als Mutter und Ehepartnerin eingeschränkt. Als sich die 25-Jährige schließlich nach drei Jahren scheiden lässt, beginnt sie kurz darauf eine neue Partnerschaft, aus der nach einiger Zeit denn auch der zweite Sohn hervorgeht.

Diese akzelerierte familienbiographische Phase aus Scheidung der Eltern, Umzüge und Familienneugründung der Mutter wirken sich negativ auf die Entwicklung des ältesten Sohnes aus. So haben die Verhaltensauffälligkeiten des Jungen, die Annette in der Situation des Interviews vor allem als Ausdruck eines frühadoleszenten Problemverhaltens deutet, bereits hier ihren Ausgangspunkt: Offenbar als psychosomatisches Symptom in Folge konflikthafter Familienbeziehungen fällt Richard seit dem Kindergarten durch eine erhöhte Harninkontinenz auf, zudem zeigt er selbst aggressives Verhalten gegenüber seinen Gleichaltrigen, was sicherlich durch die wiederkehrenden sozialen Integrationsprobleme in den verhältnismäßig häufig wechselnden Kindertageseinrichtungen verstärkt wird. Als Annette im institutionellen Kontext früh mit den Diagnosen eines zusätzlichen Förderbedarfs von Richard konfrontiert wird, zeigt sie sich grundsätzlich interessiert und kooperativ und nimmt auch einzelne Therapieempfehlungen an. Allerdings bleibt sie in einer regelmäßigen eigenverantwortlichen Wahrnehmung professioneller Zusatzangebote sowie in der Gestaltung privater Fördermaßnahmen inkonsequent.

Als Richard eingeschult wird, nimmt er an einem speziellen Integrationsprogramm für förderbedürftige Kinder an Regelschulen teil. Annette, die zu diesem Zeitpunkt gerade zum zweiten Mal Mutter wird, fällt es zunehmend schwer, ihren erzieherischen Anforderungen gerecht zu werden. Schulischen Bildungsthemen, wie Hausaufgabenbetreuung und Lernförderung, geht sie im familialen Alltag nur widerstrebend und unzureichend nach. Den außerfamilialen Diskriminierungs- und Mobbing Erfahrungen ihres Sohnes an der Schule und im Peer-Kontext und die daraus resultierende Täter-Opfer-Rolle des Jungen steht Annette hilflos gegenüber. Sowohl auf der Handlungs- als auch auf der Deutungsebene zeigen sich Einschränkungen im erzieherischen Einfluss- und Wirkungsbereich der Mutter mit entsprechenden Verantwortungszuschreibungen an das öffentliche Bildungs- und Erziehungssystem.

Aber auch im familialen Binnenverhältnis nehmen die Anforderungen zu. Auf ihren Partner kann sich die junge Mutter in dieser Phase nicht verlassen, da dieser sich nicht am familialen Alltag sowie an pädagogischen Fragen beteiligen möchte. Die Trennung des Paares verschärft die psychosoziale Belastungssituation der Familie mit der Folge, dass Richard wieder verstärkt einnässt, randaliert und zu Gewalt neigt und auch Dominik unter den Verlusterfahrungen leidet. Als nunmehr alleinerziehende, sozial isolierte Mutter, noch dazu ohne eigenes Auto inmitten einer strukturschwachen Region, ist Annette überfordert, einen anregenden, kommunikativen und fürsorglichen Familienalltag zu gestalten. Eine klare Regelstruktur für Alltagsroutinen, Familienrituale (etwa gemeinsame Mahlzeiten u.ä.) oder für Pflichten im Haushalt gibt es nicht. Mit den Entwicklungsproblemen der Kinder und ihren Verhaltensauffälligkeiten kann sie nur schwer umgehen; auf aktuelle Krisensituationen in der Erziehung reagiert sie leicht über und verfügt auch nicht über hinreichende pädagogische Problemlösungskompetenz, etwa bei Streitigkeiten und Konflikten mit ihren Söhnen.

Positiv fällt angesichts dieses komplexen Problemszenarios vor allem die Einsicht in den eigenen Problemdruck und das Eingeständnis der eigenen Hilflosigkeit ins Gewicht. Ausgelöst durch eine Erfahrung erzieherischer Ohnmacht, in der sie selbst handgreiflich gegenüber dem älteren Sohn wird, sucht die junge Mutter entsprechend externe Hilfe bei professionellen sozialen Diensten und Instanzen, wobei die Bedeutung und Wirkung dieser Unterstützung ambivalent bleibt. Einerseits verspricht sich Annette eine Änderung ihrer verfahrenen Situation und greift zielgerichtet auf das professionelle Unterstützungsnetzwerk zu: Das Jugendamt, den Kinderarzt, die Psychotherapeutin und die Lehrerin. Andererseits sind die Erwartungen an diese Hilfen auch durch eine Externalisierung der Verantwortung und Handlungsinitiative gekennzeichnet. Die Suche nach professionellem Beistand erscheint tendenziell einer Delegationslogik zu folgen, die gleichzeitig von einer Hoffnung auf kurzfristige medizinische sowie therapeutische Behandlungserfolge getragen wird. Ein wirksames Konzept einer ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ im Zusammenhang mit einer theoretischen Verarbeitung der lebensweltlichen und innerfamilialen Problemlagen ist in diesem Kontext bislang ebenso wenig erkennbar, wie eine abgestimmte Strategie der professionellen Hilfeinstanzen – etwa im Rahmen eines konzertierten Hilfeplankonzepts. Annettes Multi-Problem-Familie erscheint so auch langfristig als abhängiges und fragiles Konstrukt eines institutionalisierten Jugend- und Familienhilfesystems.